

Predigt über 1. Petrus 2,21-25

Sonntag Misericordias domini, 26.4.2020

Pfr. Dr. Stefan Bauer, Matthäuskirchengemeinde Landau

Liebe Leserin, lieber Leser, um Krisenzeiten zu überstehen gibt es schon immer verschiedene Strategien und Techniken. Eine davon ist die Besinnung auf die persönlichen Wurzeln im Glauben. Nun ist es in unserer postmodernen Zeit so, dass jeder Mensch sich seinen eigenen, persönlichen Cocktail von Gewissheiten selbst zusammen mischt. Das muss so sein – denn heute zählt in vielerlei Hinsicht das Originelle und Authentische. Allerdings schöpft hier jeder Mensch aus dem gesamten globalen Reservoir von Traditionen, Ritualen und Glaubenssätzen. Originell und authentisch wird es dann in der einmaligen Zusammenstellung, die man für sich persönlich vornimmt. Wie ein Museumsdirektor eine Ausstellung kuratiert, so kuratieren Menschen heutzutage ihr Leben. Das betrifft nicht nur die religiöse Orientierung, sondern auch Bereiche wie die Partnerwahl, praktizierte Sportarten, Wohnungseinrichtung und Reisen. Wir bestimmen selbst, was wir in unser Lebens-Inventar aufnehmen wollen und was nicht. Daraus entsteht unsere unverwechselbare Biografie und Persönlichkeit, die wir nach außen, aber auch nach innen für uns selbst zeigen, die wir pflegen und immer weiterentwickeln.

Wenn wir uns gedanklich zurücktransportieren in die Zeit des 1. Petrusbriefes, so war das vielleicht ganz ähnlich. Nur, dass es beim Petrusbrief nicht um eine einzelne Person ging, die das Inventar ihres Glaubens zusammenstellte. Es war eine soziale Gruppe, die christliche Gemeinde, die sich in den Metropolen des Römischen Reichs formierte. Sie entstand durch Missionstätigkeit und durch das Vorbild gelebten Glaubens. Und sie versuchte, in diesen kritischen Anfangszeiten als Minderheit in der Diaspora zu überleben. Dieser Situation, eine

Religion unter vielen zu sein, nähern wir uns ja heute auch wieder an. Und was für eine einzelne Person gilt, das gilt auch für eine soziale Gruppe, ein Milieu, eine Glaubensgemeinschaft – sie muss sich in einer pluralen Situation deutlich von ihrer Umwelt abheben. Sie muss deutlich erkennbar sein.

In den Gemeinden, die der 1. Petrusbrief anspricht, gab es viele ehemalige Heiden, die zuvor an viele Gottheiten geglaubt hatten. Deshalb finden sich im 1. Petrusbrief sehr viele grundlegende Glaubensaussagen. Der Brief ist ein Beitrag zu einer gemeinsamen Glaubensurkunde für eine überschaubare, junge christliche Gemeinde in einer polytheistischen Mehrheitsgesellschaft. Und wenn wir heute den 1. Petrusbrief lesen, so wundert es nicht, viele Grundaussagen darin zu finden, die später in das Apostolische Glaubensbekenntnis aufgenommen wurden.

Den frisch zu Christus bekehrten Heiden wurde im Brief gleichzeitig ein Grundkurs über das Judentum verpasst. Denn ohne den jüdischen Glaubenshintergrund ist Jesus nicht zu verstehen. Und seine Auferstehung konnte ja selbst von seinen Jüngern nur begriffen werden durch die Schriften der Propheten. Vor allem im Buch Jesaja fanden sie in der Gestalt des Gottesknechts den ganzen Weg Jesu vorgezeichnet. Nur mit der Torah und den Prophetenbüchern als Basis begriffen sie die Zeichen und Worte Jesu zu seinen Lebzeiten und öffnete sich ihnen das Verständnis für die schrecklichen Ereignisse, die ihnen Jesus entrissen hatten. Und nur mit diesem Glauben im Herzen konnten sie fassen, dass er auferstanden war.

Wenn nun dieser 1. Petrusbrief den Heidenchristen in den Gemeinden am Bosphorus, am Schwarzen Meer und im Landesinneren Kleinasiens eine Glaubensgrundlage gelegt hatte, warum sollen die Worte nicht auch bis heute dazu dienen, unseren Glaubensgrund zu bekennen?

Die uns für heute aufgegebenen Textpassage liest sich wie ein Gedicht. Im griechischen Neuen Testament sind die Zeilen schmaler gedruckt, um den besonderen Charakter der Sprache auch für das Auge zu betonen. Und dieser schöne Sprachrhythmus wurde auch in der Lutherübersetzung versucht, aufzunehmen.

1. Petrus 2, 21-25

*21 Denn dazu seid ihr berufen,
da auch Christus gelitten hat für euch
und euch ein Vorbild hinterlassen,
dass ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen;
22 er, der keine Sünde getan hat
und in dessen Mund sich kein Betrug fand;
23 der, als er geschmäht wurde,
die Schmähung nicht erwiderte,
nicht drohte, als er litt,
es aber dem anheimstellte, der gerecht richtet;
24 der unsre Sünden selbst hinaufgetragen hat
an seinem Leibe auf das Holz,
damit wir, den Sünden abgestorben,
der Gerechtigkeit leben.
Durch seine Wunden seid ihr heil geworden.
25 Denn ihr wart wie irrende Schafe;
aber ihr seid nun umgekehrt
zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.*

Der Briefteil richtet sich an Sklaven, die Christen geworden sind. Ihnen wird Christus als das Vorbild gemalt, dem sie folgen können. Als vor ihrer Bekehrung irrende Schafe sollen sie jetzt in Christus den Hirten, Beschützer und Aufseher ihrer Seelen erkennen. Die Worte Jesu nach Johannes 10 klingen hier an. Christus spricht: *Ich bin der gute Hirte. Und ich lasse mein*

Leben für die Schafe. Und sie hören meine Stimme und sie folgen mir. Und natürlich denkt man unwillkürlich an Psalm 23. Der heutige Sonntag hat dieses Leitbild des Guten Hirten. In den Katakomben Roms, in diesen ganz alten Gebetsräumen der frühen Christenheit, da ist (unter anderem) der Gute Hirte auf die Wände gemalt. Noch im 19. Jahrhundert wurde das Motiv des Guten Hirten gern dargestellt als lebensgroße Skulptur oder in Buntglasfenstern in Kirchen, auf massenweise hergestellten Öldrucken mit nazarenischen Darstellungen. Damals, vor 120 Jahren hat man das Bild noch gern verwendet. – Doch die Zeiten sind lange vorbei, würde ich sagen. Wir erleben zwar in unseren Corona-Zeiten eine Renaissance politischer Glaubwürdigkeit. Der Modus des Krisenmanagements umgibt die Regierenden mit heldenhafter Aura und mit dem Nimbus des verantwortlichen Handelns. Die Herde fügt sich zurzeit willig den fürsorglichen Anweisungen der Hirten. Das war bis vor kurzem noch ganz anders und die Stützen der Gesellschaft von Politik über Kirchen bis in die Medien hatten ihre Autorität eingebüßt. Nicht zuletzt durch eigenes Fehlverhalten und darauffolgende Skandale. Aber auch generell durch den Verlust von Eigensteuerung in einer globalisierten und ökonomisierten Welt.

Dieses heutige Misstrauen gegenüber den Hirtinnen und Hirten, den Autoritäten aller Art, liegt weniger an den Personen. Die sind heute genauso gut und genauso schlecht wie in früheren Zeiten. Es liegt an veränderten Bewertungen. In Deutschland möchte man einem Führer aus gutem historischem Grund nicht mehr folgen. Doch den Hauptgrund für die Ablehnung von Leitfiguren nach dem Schema „Hirt und Herde“ habe ich schon genannt: Menschen wollen heute selbst die Regisseurinnen und Regisseure ihres Lebensfilms sein. Das wird heute erwartet. Geübte Selbstverwirklicher brauchen keinen Hirten – allenfalls einen Coach. So einen

Coach kann man hinzuziehen, wenn man bestimmte Ziele für sich selbst erreichen will – und dann hat er auch wieder ausgedient. Er oder sie hat einen weitergebracht, wenn er oder sie gut war. Und damit wird der Coach zu einem Steinchen im Lebensmosaik, das im Rückblick langsam aus dem Blick schwindet zwischen all den anderen Mosaiksteinen.

Das Angebot des Glaubens ist anders. Wie kann man das Bild vom guten Hirten und seiner Herde auf unsere Zeit mit ihrem Verständnis des autonomen Subjekts übertragen?

Wie wäre es mit Jesus als Coach? Er ist ein hervorragendes, motivierendes Vorbild mit seinem authentischen Lebensstil, bei dem Reden und Handeln und Erleben in völliger Übereinstimmung zueinander sind. Was können wir von Jesus dem Coach profitieren und uns bei ihm abgucken?

- Er geht völlig in seinen Aufgaben auf. Bei ihm ist die Berufung (sein Job) zugleich Erfüllung.
- Er gibt alles und liefert exzellente Arbeitsergebnisse.
- Er ist kreativ und scheut sich nicht, Neuland zu betreten.
- Er zeichnet sich durch eine hohe Empathie aus gegenüber seinen Zeitgenossen und Gesprächspartnerinnen. Er ist „echt“ in seiner Zuwendung.
- Er beherrscht die Technik der gewaltfreien Kommunikation, die wahrhaftig und deutlich ist und dennoch zu keiner Zeit den Gesprächspartner das Gesicht verlieren lässt.
- Er hat ein besonderes Charisma, das die Menschen zugleich fasziniert und glücklich macht, bis hin zu Erfahrungen von Heilung.
- Er ist so überzeugend, dass Menschen nach Begegnungen mit ihm ihr Leben verändern.
- Er hat sich freigeschwommen von einengenden familiären und lokalen Bindungen.
- Er wurzelt fest in seinen religiösen Orientierungen.

- Er ist ein virtuoser Kommunikator sowohl in der großen Öffentlichkeit als auch in der Intimität eines persönlichen Zwiegesprächs.

Man könnte sicher noch weiter machen. Aber das ist doch schon viel! Das ist eine ganze Menge, was auch für heutige Menschen interessant ist. Welche Coachs können das bieten? – Und dann auch noch kostenlos!

Die biblischen Texte, die Jesus als den guten Hirten bezeichnen, überbieten all diese wunderbaren Eigenschaften Jesu. Denn das Bild vom Hirten bedeutet ja nicht nur, dass die Schafe beste Lebensbedingungen und Schutz vorfinden. Sondern das biblische Bild vom Hirten und der Herde beinhaltet, dass der Hirte sein eigenes Leben zugunsten der Schafe riskiert – in der Abwehr wilder Tiere.

Der Hirte ist also doch etwas Anderes als der Coach. Wo der Coach die Schafe in die Lage versetzen würde, sich selbst zu verteidigen gegen wölfische Angriffe, stellt sich der Hirte selbst der Gefahr für die Schafe in den Weg. Er konfrontiert das Risiko persönlich und stellvertretend. Und durch seine Hingabe, die, je nach Ausgang des Kampfes, seinen Tod bedeuten kann, befreit er die Herde von der Gefahr. Kein Coach würde den eigenen Tod riskieren!

Ich glaube, wenn ich heute sagen kann: „Jesus ist mein Hirte“, dann bin ich im Glauben tief verwurzelt. Das wird mich tragen über den Frust, wenn es mit der Selbstverwirklichung doch nicht so klappt. Das wird mich tragen über Schicksalsschläge und Virenkrisen und menschliche Enttäuschungen. Jesus als Hirte und Aufseher meiner Seele. Das gibt Kraft!

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.